



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Laube's Struensee.

Ein eigenes Gefühl beschleicht uns bei Namen, wie Pombal, Struensee, Joseph II. Herrliche Tannen, die auf ihrem hohen Felsen keine Nahrung und keinen Halt mehr für die gewaltigen Glieder fanden und nun gestürzt und zerbrochen vor uns liegen. Tadelt den Felsen nicht, daß er Stein, klaget die Tanne nicht an, daß sie emporgewachsen: Das Fatum — ein Vogel, ein Windstoß — trug den Samen dahinauf, wo seine Entwicklung, je reicher sie wurde, desto sicherer zum Verderben führte.

Es ist auffallend, daß dieser unwiderstehliche Prozeß der Selbstvernichtung verhältnismäßig so selten da, wo er am Interessantesten ist, an Männern der Geschichte von unseren Dramatikern gezeigt wird. Laube hat mit seinem Struensee einen sehr glücklichen Wurf gethan. — Ein Mann von idealem Schwung der Gedanken, klarer Anschauung und festem Willen, der schonungslos in die Schäden des Staates, in die Vorurtheile der Kasten greift; ein Mann, der allein stehend es versucht, was noch zwanzig Jahre nach ihm eine ganze und so lebhaft Nation, wie die französische, nicht völlig ausführen konnte: die Herstellung eines Vernunftstaates; ein Mann, welcher den Muth hat, daß er das Volk zwingen will, frei und glücklich zu sein, und welcher, verkannt, mißhandelt, zum Schaffote geschleppt von demselben Volke, nur an sich selbst, und doch weder an seinem Ideal, noch an dem Volke verzweifelt, ein solcher Mann ist eine Heldennatur. Wie lange wird es anstehen, und Dänemark erkennt als nöthig, ja als einzige Rettung, was ihm Struensee geben wollte — Reform? Jetzt ist es keine Person mehr, die ihm die Wohlthaten aufdrängen will, jetzt ist es die zu allen Thüren eindringende Noth, die man

nicht verhaften, nicht exiliren, nicht umbringen, der man nur nachgeben kann.

Laube hat diesen Struensee, den despotischen Philosophen, der im achtzehnten Jahrhunderte Gewalt brauchen mußte, wo jetzt vom Zeitgeiste weite Breschen gerissen sind, und der nur fiel, weil er sich nicht zu der für Staatsmänner unerlässlichen Mirabeau'schen Regel: „Les grands hommes ne dédaignent pas les petits moyens“ bequemen wollte, sehr wahr gezeichnet; nur mit Einer Ausnahme, wobei ich jedoch gerne die Möglichkeit eines Irrthums zugebe. Der geschichtliche Struensee war, so scheint es, nur den Leidenschaften des Kopfes, nicht aber denen des Herzens unterworfen. Bekanntlich ist es unerwiesen, daß Struensee in strafbarem Verhältnisse zu der liebenswürdigen Königin Karoline Mathilde stand; denn das peinliche Verfahren gegen Struensee, dessen Gegner unedel genug waren, sogar die gesellich von ihm aufgehobene Tortur gegen ihn anzuwenden, ist eine Kette von Nichtigkeiten, seine Verurtheilung einer der schreiendsten Justizgräuels des vorigen Jahrhunderts. Der Pastor der französischen Gemeinde zu Zelle, dem Verbannungsorte der unglücklichen Königin, Mr. Rogues, ein sehr achtbarer Mann, versichert, daß die Fürstin unmittelbar vor ihrem Hinscheiden ausgerufen habe: „Ich werde jetzt vor Gott treten, Herr Prediger; aber ich betheure, daß ich die Verbrechen, deren man mich beschuldigt hat, nicht begangen habe, und daß ich meinem Gemahl nie untreu war.“ Nehmen wir aber auch an, daß Struensee in einem Verhältnisse zur Königin gestanden, so ist es zwar von Laube recht ästhetisch empfunden, daß er das criminelle Verhältniß in eine unerwiederte Leidenschaft Struensee's und in eine eben erst aufkeimende, aber züchtig bekämpfte und durch die Katastrophe überstürzte Neigung der Königin verwandelt hat. Allein dabei muß ich gestehen, daß mir die Spaltung Struensee's in einen energischen, klaren und willenskräftigen Minister hier und in einen fast bis zur Raserei schwärmerischen Liebhaber dort ein Widerspruch scheint, der zwar als Naturspiel nicht gerade unmöglich sein wird, der aber die einheitliche Betrachtung Struensee's hindert, weil wir immer wieder mit Anstrengung eine psychologische Kluft überspringen müssen. Sonderbar! Laube selbst hat eine einfache Lösung nahe gelegt, ohne Gebrauch davon zu machen. Seine Gräfin Gallen behandelte mit Struensee unter den Scherzen der Liebe die Politik, sie freut sich darauf, als seine Gattin diesen Genuß hoher Geister mit ihm fortsetzen zu können. Warum erhob Laube nicht das Verhältniß Struensee's und der Königin auf diese Stufe? Man sieht im Verlaufe des Stückes wohl, daß die Königin der Politik nicht fremd ist und daß auf Struensee's Leidenschaft, ob ihm selbst auch unbewußt, die politische Wichtigkeit der Geliebten einwirkte: aber es müßte mehr hervorgehoben werden, mir wenigstens ist eine bestimmte Andeutung dieses Moments entgangen.

Was das Interesse einer solchen staatsmännischen Haltung in der Liebe betrifft, erlaube ich mir, an Wolzmann's Memoiren des Freiherrn von S — a a zu erinnern.

Eine vollendete Figur ist Ove Guldberg, der verschmizte Geistliche und Staatsrath. Laube läßt ihn das Dänenthum vertreten und macht dadurch diesen Charakter weit wirksamer, als wenn er ihn zum Bösewicht aus gemeinen Motiven gestempelt hätte. Guldberg handelt aus patriotischem Haß gegen die Deutschen; die Dänen müssen ihm Recht geben und wir Deutschen selbst können ihm nicht alle Theilnahme versagen. Dieser Gegensatz zwischen Dänen und Fremden begleitet in Laube's Stück anziehend den in Struensee dargestellten Kampf des Genies gegen Herkommen, Kastenrecht und ideenlosen Zustand, und es fehlt nicht an überraschenden Reflexen für unsere Gegenwart. Wieder stehen sich Deutsche und Dänen gegenüber, wieder sicht die kleine tapfere Nation innerhalb der Wagenburg ihrer Inseln und ihrer Helbenerinnerungen gegen das Vorrücken des deutschen Geistes, der, ob auch zu Hause tausendfach zersplittert, doch nach Außen sich zu einer compacten Masse zusammenschließt. Wer nicht mit Gewalt sich wehren kann, der braucht List, wer seinen Groll verbissen muß, lernt Tücke. So mag es kommen, daß Dänemark, in die Mitte geworfen zwischen englischen, deutschen, russischen und selbst französischen Einfluß und seit lange daran gewöhnt, im Fahrwasser fremder Politik steuern zu müssen, endlich eine gewisse Verstecktheit in seinen Volkscharakter aufnahm, ohne daß man mit Arndt (in seinen schwedischen Geschichten) diesen Zug schon aus den Völkerstürmen, welche noch in heidnischer Zeit über Dänemarks Inseln wehten, zu erklären braucht. — Ist aber das Antlitz der Zeit sich nicht erschreckend gleich geblieben, wie ein starr nach Osten gewandtes Medusenhaupt, wenn man die Worte liest, womit Struensee seine Vertheidigungsschrift schloß, einige Tage, ehe sein Haupt auf das Schaffot rollte: „Ich habe oft genug daran gemahnt, daß Rußland nicht Dänemarks einzige Stütze ist und daß man nicht Alles der Freundschaft dieser Macht opfern soll!“ — Guldberg, als Repräsentant eines stolzen, unterdrückten und dabei klugen Volkes, ist von Laube mit wahrer Meisterhand gezeichnet. — Gleiches ist von dem geisteskranken König Christian VII. zu sagen. Er schreitet in Finsterniß und doch mit einigem Nachtwandlerinstinct; namentlich ist der Eifer, womit er, die Sympathie zwischen Karoline Mathilde und Struensee gleichsam empfindend, des Letzteren Vermählung mit der Gräfin Gallen betreibt, ein feiner psychologischer Zug. — Ranzau, der Intrigant, in dessen Gestalt Scribe in der hübschen Komödie Bertrand und Raton Talleyrand auf die Bretter brachte, wird von Laube mit einem Strich Gutmüthigkeit geschildert, bleibt aber doch ein zweideutiger, unangenehmer Charakter. — Oberst v. Köller ist ein Edelmann, wie

ihn nur je ein im Feudalismus vermooster pommer'scher Edelitz hervorbringen konnte: tapfer, brutal, hochmüthig. — Der Prediger Lorenz repräsentirt die biedere Einfalt eines holsteinischen Landgeistlichen und wird am Hofe in den Wirbel gerissen, der seinen Vetter Struensee verschlingt. — Karoline Mathilde ist ein liebenswürdiges Geschöpf, ganz geeignet, glücklich zu sein und glücklich zu machen, darum auch ein schönes auserlesenes Opfer für das Unglück. — Lebhaft, geistreich, leidenschaftlich steht die junge Gräfin Gallen an ihrer Seite, die von Struensee abgelehnte Liebe in martervollen Haß gegen ihn kehrend.

Die Exposition des Stückes scheint mir beinahe in allen Theilen vortrefflich. Man kann sich denken, wie lebendig das Ganze gehalten ist, wenn man weiß, daß die Handlung nur Einen Tag umfaßt und, ungeachtet schon der erste Act mit einem Aufruhr von Kopenhagen schließt und ungeachtet Laube mit stauenswerther Kühnheit immer denselben Saal für die Scene gewählt, also Einheit von Zeit und Ort auf das Strengste bewahrt hat, dennoch die Spannung mit jedem Acte sich steigert und erst mit der Katastrophe und dem Ende des ganzen Stückes ihren Gipfel erreicht. Nur am Schlusse dürfte einige Kürzung gerathen sein. Sobald man einmal den Helden unrettbar verloren weiß, ist die Mission der Bühne zu Ende; die Details der Execution mögen der Chronik und der Einbildungskraft verbleiben.

Fasse ich nun Alles zusammen, so ist Laube's Struensee ein gelungenes, höchst geistreiches Werk, voll Frische und Charakter, die glückliche Behandlung eines glücklichen Stoffes. So viel ich vom Theater verstehe, wird ihm ein glücklicher Erfolg auf allen Bühnen nicht fehlen können, wenn die Schauspieler das Ihrige thun, wie dies bei der Aufführung in Stuttgart am 17. April der Fall war. Nicht nur hatte Moriz das Stück musterhaft in Scene gesetzt und hatte auf Costüme und Decoration sorgfältiges Studium verwendet, sondern es gab auch das Ensemble des Spiels fleißige Proben zu erkennen. — Moriz in der Titelrolle spielte den Struensee genau so, wie er in Falkenskjöld's Memoiren gezeichnet ist: — „de riche taille, le teint frais, l'air gracieux sans rien d'efféminé, le sourire aimable, les yeux pleins de vivacité; de l'agilité dans les exercices du corps, sans prétention d'y exceller, de l'agrément et du naturel dans les manières, de la politesse dans la conversation.“ — Lustberger, Ove Guldberg, spielte gleichfalls vorzüglich; nur im letzten Acte streifte er einige Mal an das Chagirtre. — Löwe, der König, zeigt für Rollen dieser Art viele Befähigung und wußte die Schwierigkeiten, welche die Darstellung eines geistesschwachen Menschen mit sich bringt, mit Geschick zu überwinden. — Maurer, Graf Ranzau, war körperlich und geistig nicht leicht genug: Diplomaten, wie Ranzau — Falkenskjöld

rechnet ihn zu den *artisans nés des révolutions* — treten nicht auf dieselbe Art auf, wie der Wachtmeister in Wallensteins Lager. — Auch Augusti, Köller, war eher ein bramarbasirender Fähdrich, als der Mann, der im Begriffe steht, Generalleutenant und einer der Leiter des Königreichs zu werden, und dem bei aller Brutalität doch nicht eine gewisse Ueberlegenheit, wie sie die Energie verleiht, fehlen darf. Köller's Rolle ist schwieriger, als sie aussieht. — Wallbach, Lorenz, kam nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus. — Fräulein Stubenrauch, Königin, hätte ihre Rolle wohl etwas liebenswürdiger, frischer, naiver geben können; da jedoch, wo sie auf die tragische Höhe gerissen ward, im letzten Acte, spielte sie vorzüglich. — Madame Wittmann, Gräfin Gallen, hatte vereinzelt gute Partien, im Ganzen aber zu wenig Tournüre. — Das Haus war voll, die Aufmerksamkeit des Publicums gefesselt, wie jenes tiefe Schweigen bewies, welches dem Dramatiker mehr schmeicheln muß, als vieler Applaus bei einigen Stellen und wenig Aufmerksamkeit für das Uebrige. — Laube hat den Kunstgriff verschmäht, jeden Augenblick Jemand mit Emphase abtreten und so den Beifall provoziren zu lassen. Gleichwohl fehlte es nicht an starkem, und was mehr ist, an richtigem Applaus; namentlich lebhaft ward die Stelle von der deutschen Uneinigkeit beklatscht.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Ist es Zufall oder Symptom, daß neuerdings die Politik und zwar vorzugsweise die nordische Politik ein Lieblingsthema unserer besseren Dramatiker zu werden scheint? — Paikul, Monaldeschi, Struensee, Pugatscheff. Ich meines Theils halte es für Symptom eines in den Deutschen sich regenden und in ihren Schriftstellern sich äussernden Bedürfnisses: Die germanischen Völker suchen sich.

Stuttgart, im April.

S. S.

II.

Aus Berlin.

Noch etwas vom gestiefelten Kater. — Die Prinzessin von Preußen und die Hof-Tieckaner. — U. von Sternberg. — Die Berliner Correspondenzen. — Frau von Paalzow und ihre Studien. — Truhn.

Die *mise en scène* des gestiefelten Kater hat fünf tausend Thaler gekostet; eine schöne Summe für ein Stück, das nur ein Mal aufgeführt wird. Nach der Hand erfährt man, daß der König nichts weniger als erquickt von dem Stücke gewesen sei, und nur aus Rücksicht für den greisen Dichter während des ganzen Stückes im Theater blieb. Bei Hofe findet die Tieck'sche Richtung in Bezug auf

die Wiedererweckung der Antigone, Medea, Sommernachts Traum u. s. w. eine scharfe Opposition an der schönen und geistvollen Prinzessin von Preußen, deren Bildung eine durchaus französische ist und die Racine mehr Geschmack abgewinnt, als Euripides. Ein kleiner Triumph für Hof-Tieckianer ist es daher, daß sich das „second théâtre français“, das Odeon in Paris, das Scenarium der Antigone von Berlin kommen ließ und die Hauptstadt der Mode, das Centrum Frankreichs, der Geschmacksrichtung Berlins folgt!!!

Von A. von Sternberg befindet sich unter der Presse: Jena und Leipzig, eine Novelle in einem Bande, und der dreibändige Roman Paul, von dem einige Bruchstücke dem Lesepublicum aus dem Morgenblatte bereits bekannt sind. Sternberg lebt seit drei Jahren in stiller, thätiger Zurückgezogenheit in Berlin. Ein russischer Unterthan, dessen deutsche Bildung und Geistesrichtung sich an Deutschland klammert; der, statt in Petersburg um eine Stelle zu sollicitiren, die dem Manne vom alten liefländischen Adel kaum entgehen könnte, es vorzieht, in einer deutschen Stadt zu wohnen, um seinem schöpferischen Drange nachhängen zu können; eine gewissermaßen von Deutschland wieder eroberte literarische Persönlichkeit, die bei Allem, was die Kritik auch an deren Productionen zu tadeln hat, so viel des Schönen, Eigenthümlichen, ja in Bezug auf Grazie fast Unübertroffenen auf dem Gebiete des deutschen Romans und der Novellistik geschaffen hat, sollte schon aus politischen Gründen auf freundliche Sympathien in der deutschen Presse rechnen können. Statt dessen muß dieser treffliche Schriftsteller fast bei jedem neuen Buche, das er publicirt, sich gefaßt machen, eine Reihe von persönlichen Angriffen, die weniger den Autor als den Menschen verletzen, in den Journalen zu erleiden. Wie unbehaglich muß ein solcher Schriftsteller am Vorabend seiner Publicationen sich fühlen, und mit wie viel größeren Opfern und Seelenaufreibungen bezahlt er sie im Vergleich zu Anderen.

Ein literarischer Erwerbszweig, von dem man in früherer Zeit kein Beispiel hatte, blüht in immer größerer Ausdehnung hier auf: die Correspondenz-Literatur. Mit Ausnahme von Paris gibt es keine Stadt, aus welcher tagtäglich so viele und verschiedenartige Correspondenzen in die deutsche Journalistik kommen, als Berlin. Dies ist ein wichtiger Beweis, wie viel Preußen in den letzten Jahren an Bedeutung und Interesse gewonnen hat in Deutschland. Zugleich aber zeigt es den Fortschritt an politischer Bildung, den das Publicum sowohl als die Schriftsteller gemacht haben. Gewiß, es ist von Seiten der Letzteren noch Vieles unreif, übereilt und unbeholfen. Die wenigsten haben in ihren Correspondenzen einen bestimmten Zweck im Auge, und selbst diejenigen, die sich ihrer Tendenz und des Endziels ihrer Bestrebungen bewußt sind, verfehlen oft die Mittel, um diesen zu erreichen, überstürzen sich und verrathen ihre Karten. Bedenkt man aber,

daß Alles dies sich erst von unten auf heranzubilden mußte; daß nicht wie in Frankreich und England eine fertige politische Nationalbildung der Journalistik vorausging; daß nicht Parlamente und Kammerverhandlungen den praktischen Sinn des Publizisten üben; daß er in die Geheimnisse der Administration und der diplomatischen Verhandlungen nur durch die Rissen schauen kann; daß die unpatriotische Beamtenwelt, welche, ohne das Amtsgeheimniß gerade zu verletzen, die wichtigsten Führer der Fortschrittspresse liefern könnte, sich eines feigen Stillschweigens befleißigt; bedenkt man dies Alles, so wird man gestehen müssen, daß die geringen, von der Oberfläche geschöpften Mittel, auf welche die Correspondenz-Presse reducirt ist, mit viel größerem Geschick und Talent gehandhabt werden, als man zu erwarten berechtigt ist, und daß man, statt vornehm die Nase zu rümpfen, besser thäte, das Talent dieser Männer auf eine dem Gemeinwesen heilbringende Weise zu unterstützen durch Mittheilung von Actenstücken, Thatfachen und Aufschlüssen, die ein nützlich Licht auf die Verhältnisse des Staates werfen und Discussionen herbeiführen könnten, die der Regierung wie den Regierten trotz aller temporären Aufregung nur zum Vortheil gereichen würden.

Der Liedercomponist Truhn, auch in der literarischen Welt durch seine Aufsätze in mehreren Blättern vortheilhaft bekannt, gedenkt von Berlin nach Wien überzusiedeln. Wenn in Bezug auf literarischen Verlag zwischen Wien und Berlin gar kein Vergleich zu ziehen ist, da letztere Stadt im Mefkatalog nächst Leipzig als die meistproducirende erscheint, so wird sie doch hinsichtlich des musikalischen Verlags von Wien weit überflügelt. Während Berlin nur einen Musikverleger von Bedeutung hat, die unternehmende Schlesinger'sche Musikalienhandlung, besitzt Wien ihrer mehrere von fast gleichem Range: Haslinger, Mechetti, Diabelli. Es ist leicht zu begreifen, daß junge, rasch producirende Tondichter ein weit günstigeres Terrain dort finden, als hier. Zudem ist Wien arm an musikalischen Kritikern; mit Ausnahme des Dr. Becher in Frankl's Sonntagsblättern und Karl Knuts in Witthauers Zeitschrift, ist die musikalische Kritik in den Wiener Blättern sehr schlecht bestellt. Die norddeutsche Feder des Herrn Truhn kann in dem verweichlichten Wien eine dankbare Thätigkeit finden. Wir wünschen dem talentvollen Manne Glück zu seinem Entschluß.

Frau von Paalzwow arbeitet an einem neuen Roman: „Jakob van der Naas“; diesmal ist Amsterdam der Schauplatz, den sie sich gewählt. Diese viel gelesene Romandichterin hat vor anderen ihrer Berufsgenossinnen den Vorzug, daß sie zu ihren Büchern gründliche, ja unermüdlige Vorstudien macht. Die fleißige Dame schreibt vor keinem, noch so dicken schweinsledernen Foliobande zurück, wenn er ihr Aufschlüsse über ihr Thema bietet. In ihrem viel und gern besuchten Salon bespricht sie sich mit Gelehrten jeden Faches über den gewähl-

ten Gegenstand, und bei der Kunst des geschickten Ausfragens, welche die Frauen überhaupt so meisterhaft verstehen, sind lebendige Studien dieser Art dem Bücherfleiß der Männer an Resultaten für solche Zwecke überlegen. Frau von Paalzow kann übrigens leicht fleißig sein, ihr Fleiß wird wenigstens belohnt. Es ist kein Geheimniß, daß diese Schriftstellerin den Bogen mit zwölf Louisdor von ihrem Verleger honorirt erhält und außerdem in ihren Contracten höchst günstige Bedingungen für spätere Auflagen u. s. w. hat. Wenn man hört, daß einem französischen Autor der Bogen mit zweihundert und fünfzig Franken honorirt wird (und mehr bekommen die gelesenen nicht), schlägt man die Hände vor Verwunderung zusammen und nun haben wir das Beispiel auf eigenem Grund und Boden. Fürst Pückler, Lenau, Dahmann, Sternberg und Frau von Paalzow mögen allerdings die höchsten Honorarsätze unter den deutschen Schriftstellern erhalten: indessen ist die Zeit der Lorenz Kindlein, den Göttern sei Dank, in Deutschland überhaupt vorüber. Die Feder manches Schriftstellers ist ein ergiebigeres Allodialgut, als das Rittergut manches adeligen Majorats Herrn. Der Adel ist von der Geistesaristokratie bereits aus allen seinen moralischen und aus dem größten Theil seines politischen Einflusses verdrängt worden, wird er nun auch materiell und gesellschaftlich von ihr überflügelt? — und dahin kommt es in Deutschland so sicher, wie in Frankreich, ohne daß wir eine Revolution dazu nöthig haben.

III.

Notizen.

Kaiser Joseph II. und Friedrich Wilhelm II. — Marheineke und die literarische Zeitung. — Cusine und Hormayr. — Revolution in München. — Russisches. — Hoheit. — Leipziger Feste.

— Eines der interessantesten Actenstücke, welches Hormayr in dem so eben erschienenen dritten Bande der „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege“ mittheilt, ist ein Brief von Joseph II. an Friedrich Wilhelm II. Joseph ist so eben im Begriffe, gegen die Türken zu ziehen. Friedrich Wilhelm II., dem der Feldzug, der den österreichischen Waffen ein offenkundiges Uebergewicht über die Pforte zu versprechen schien, ein Dorn im Auge war, wollte durchaus als Vermittler auftreten. Joseph schrieb hierauf „seinem lieben Bruder“ folgenden denkwürdigen Brief, den Hormayr in französischem Original mittheilt, den wir aber unseren Lesern in deutscher Uebersetzung vorführen: „Mein Herr Bruder! Mit größtem Bedauern seh' ich mich genöthigt, Ew. Majestät zu bitten, Sie mögen darauf verzichten, in den Diffe-

renzen, welche zwischen mir und der ottomanischen Pforte entstanden sind, den Vermittler machen zu wollen. — Das Schwert ist gezogen und wahrlich nicht eher wird es in seine Scheide wieder zurückkehren, bis ich nicht vollständige Genugthuung erhalten habe, bis ich nicht wieder in Besitz dessen gelangt bin, was man meinem Hause entrißsen hat. — Ew. Majestät ist Monarch, und in dieser Hinsicht können Sie die Rechte des Königthums nicht außer Acht lassen. Mein Unternehmen gegen die Osmanen, was ist es anders, als ein legitimer Versuch, die Besizung jener Provinzen wieder zu erhalten, welche die Zeit und die unglücklichen Ereignisse von meiner Krone losgelöst haben? Die Türken — und vielleicht sind sie nicht die Einzigen — haben die Maxime, in passender Zeit dasjenige wieder zurück zu erobern, was sie in unglücklichen Zeiten verloren; warum sollte ich nicht von demselben Rechte Gebrauch machen? — Das Haus Hohenzollern, ist es von anderen Principien ausgegangen, um auf jenen Höhepunkt zu gelangen, auf welchem es sich befindet? Hat Albrecht von Brandenburg um die Zustimmung der benachbarten Staaten gefragt, als er das Herzogthum Preußen dem Orden entriß, dessen Bestandtheil es bildete? Ihr seliger Oheim, entriß er Schlesien meiner Mutter nicht in dem Augenblicke, wo sie, von Feinden umringt, keine andere Stütze hatte, als die Größe ihrer Seele und die Liebe ihres Volkes? Was haben denn jene Cabinette gethan, die heutzutage ihr europäisches Gleichgewicht in Anschlag bringen? Welche Entschädigung (équivalent) haben sie Oesterreich gegeben für die Besizungen, die es im Laufe dieses Jahrhunderts verloren hat? Meine Vorfahren waren genöthigt, im Utrechter Frieden Spanien abzutreten, im Wiener Frieden die Königreiche Neapel und Sizilien, einige Jahre später Belgrad und Schlesien, im Nacher Frieden Parma, Piacenza und Guastalla und kurze Zeit früher einen Theil der Lombardei. Und während dieses Jahrhunderts voll Verluste, hat Oesterreich irgend eine bedeutende Acquisition gemacht? Es ist wahr, es hat einen Theil Polens erhalten, allein Preußen hat ein besseres Stück davon bekommen, als ich. Ich hoffe, daß meine Motive für den Krieg gegen die Pforte Ew. Majestät entscheidend erscheinen werden, daß Sie die Gerechtigkeit meiner Ansprüche nicht verkennen und darum nicht minder mein Freund bleiben werden, wenn ich auch einige Hunderttausend Orientalen germanisiren sollte! — Ew. Majestät können übrigens versichert sein, daß ich in ähnlichen Verhältnissen die Grundsätze, die ich so eben ausspreche, anerkennen werde, selbst wenn sie gegen mich selbst gerichtet sein sollten. Ich empfehle mich der Fortdauer Ihrer Freundschaft und bin und verbleibe mit vieler Achtung Ew. Majestät Freund und Bruder Joseph. Wien, am 12. Januar 1788.

— In der Berliner Literarischen Zeitung — herausgegeben von Dr. Karl Brandes — hat ein unsauberer Geist Randglossen zu Mar-

heineke's trefflichem Werke: „Die Reform der Kirche durch den Staat“ mitgetheilt. Wenn der Zusatz: „Von einem seiner früheren Zuhörer“ keine Lüge enthält, so enthält er eine Ruchlosigkeit, denn wenn es auch sehr zu verstaten ist, daß ein ehemaliger Schüler seinen gewesenen Lehrer wissenschaftlich bekämpft, so ist es doch ruchlos, mit dieser traurigen Impietät gleichsam zu prahlen, und dies ehemalige Verhältniß ohne Noth als Fahne voranzutragen. Aber wie diese Fahne ist auch alles Andere, was der unsaubere Geist in den Streit führt, lumpig, schmutzig, gehässig, geistlos zum Erbarmen. Solche armselige Randglossen ziehen wie ein ungeordneter Troß einher, nur zum Plündern gut, aber zu keinem ernstlichen Gefecht; beim ersten Kanonenschuß läuft das Zeug auseinander und davon. Belustigend ist nur, wie diese Randglossen so thun, als wäre ihnen Marheineke's Buch nicht tief genug, und dann auch wieder nicht sachhaltig genug, daher ohne eigentlich praktisches Resultat! Die Seichtigkeit klagt über Mangel an Tiefe, die Ohnmacht über Mangel an Kraft, die abgestandene Pedanterie über Mangel an praktischem Eingreifen! Die protestantischen Jesuiten, welche Marheineke so glücklich und scharf gezeichnet, möchten allerdings ihre Schmerzensschreie unterdrücken und sagen, es thut nicht weh! Ihr Stöhnen, ihre verzerrten Züge verrathen, wie sehr sie getroffen sind! — Uebrigens gibt es vielleicht in ganz Deutschland keine Zeitschrift, die beim Publicum in solcher Mißachtung stünde, wie die Berliner Literarische Zeitung, und wenn Subventionen — wie allgemein (wir hoffen: irrig) gesagt wird — einer Behörde dafür statt haben, dürften sie bei keinem Blatte trauriger und nutzloser vergeudet sein! —

— Einem Volke, einem Staate — behauptete kürzlich ein namhafter Mann in Berlin — könne nichts Vortheilhafteres widerfahren, als wenn seine Schwächen und Fehler gerügt und gestraft würden; deshalb sei England so groß und mächtig, weil es in seinem Parlamente eine stets arbeitende innere Anstalt besitze, die das Falsche und Schlechte niederzureißen, oder wenigstens aufzudecken bemüht sei; andere Länder müßten froh sein, wenn dergleichen bisweilen von außen ihnen zukomme, so habe Rußland seinen Custine, Oesterreich seinen Hormayr; des Letzteren eben erschienenen dritter Band der Lebensbilder aus dem Befreiungskriege sei für Oesterreich, was Custine's Werk über Rußland für dieses: wohlthätige, wenn auch schmerzhaft chirurgicalische Hilfe für alte Schäden.

— Eine kleine bayerische Revolution, wie sie fast alljährlich wiederkehrt, hat auch diesmal in München den Frühling eingeläutet. Man glaubt, das kindliche Baiernvolk würde sich ohne eine leichte Purganz der Art nicht wohl befinden. Die Zeitungen brauchen uns

aber nicht erst zu versichern, daß die Münchener Unruhen durchaus keine politische Bedeutung haben; man weiß, es kann sich in einer bayerischen Revolution weder um Constitution und Pressfreiheit, noch um protestantische Kniebeugung und Anbetung des bekannten Delbildes, oder um den zu vier Jahren Festung verurtheilten Redenbacher, noch um andere theoretische Grillen handeln: es handelt sich lediglich um — Bier. Das sogenannte Bock- oder Salvatorbier, das im Frühjahr getrunken wird, soll von unvergleichlich aufregender Kraft sein und bringt stets unangenehme Reibungen zwischen Militär und Bürgerlichen hervor. Dazu kam in der heurigen Bockfaison eine Vertheuerung des Bieres, um zwei Pfennige das Seidel. So griff denn das Volk zu den Waffen und wollte mehrere Brauereien stürmen. Die Kuirassiere rückten aus und nach einigen Stunden war die Emeute gedämpft. Bloss Ein Menschenleben fiel als Opfer; beinahe wie in Athen, wo der Kampf um die Verfassung zwei Menschen kostete. Ein Unterschied ist aber auch dabei: die Griechen erlangten wirklich die Constitution, für welche sie sich erhoben; ob die Münchner den Sturz der Zweipfennigtyrannei erlangt haben, wissen wir nicht. Das Publicum soll sich aber nun — im Kagenjammer — seiner schlechten Aufführung schämen und bemühte sich, wie ein Correspondent der Deutschen Allgemeinen andeutet, durch die loyale Begeisterung und den enthusiastischen Jubel, mit dem es im Theater die höchsten Herrschaften empfing, gut zu machen, was es verschuldet hat! —

— In St. Petersburg soll man über den allgemein überhandnehmenden Russenhaß eben so erstaunt, als empört sein. Auf die Liebe des deutschen Volkes glaubt Rußland besonders große Ansprüche zu haben, da es sich fortwährend mit nur zu aufopfernder Zärtlichkeit um unser politisches Heil und unsere nationale Zukunft bekümmert. Undank ist der Welt Lohn! Rußland war von jeher um die Existenz und Freiheit all seiner Nachbarn besorgt und überall, bei Türken, Polen, Tscherkessen, Ungarn, Schweden, Dänen und Deutschen hat es Nichts als Haß geerntet. Diese bittere Erfahrung dürfte noch einst schlimme Folgen haben. Rußland ist groß und uncivilisirt genug, um sich blos mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen. Es könnte der Tag kommen, wo es sich von der undankbaren Welt ganz zurückzieht, seine diplomatischen Verbindungen mit unseren Höfen abbricht, wo es selbst Polen aussperrt und die Grenze Europas vom Ural weiter nach Westen verlegt. Dann blieben wir unserem Schicksal überlassen und würden manchmal ausrufen:

Wer soll künftig unsere Kleinen lehren,

Mores haben und die Fürsten ehren?

Wenn kein Rußland mehr uns Noten schreibt!

Hunderte von deutschen Herzen, denen die Sterne Rußlands theuer

geworden sind, würden es schwer empfinden. Verödet ihre Knopflöcher, verwaist die heilige Stätte der Auszeichnung auf dem Busen ihrer Fräcke! In der That muß man vor Allem warnen, was eine solche Katastrophe beschleunigen kann. Rußland beginnt schon, sich abzuschließen und läßt seine Kinder nur ungern in das Innere Europas reisen. So eben ist die russische Reisepastare um das Vierfache erhöht worden. Sonst betrug sie fünfzig Silberrubel jährlich, jetzt muß der Russe für die Erlaubniß, ein Jahr lang freie nicht-russische Luft zu schöpfen, zweihundert Silberrubel zahlen. Eine Familie bezahlt für jedes einzelne Glied, und wäre dies ein Säugling; ein Ehepaar mit drei Kindern z. B. für das Heimweh, das sie etwa in der Fremde sich holen dürften, jährlich tausend Silberrubel; ungefähr so viel, als mancher bescheidene Haushalt kostet.

— Die herzoglich Sächsischen und auch die Anhaltischen Souveräne haben sich aus eigener Machtvollkommenheit den Titel: Hoheit beigelegt. Warum nicht? Napoleon setzte sich die Kaiserkrone auch eigenhändig auf's Haupt. Man behauptet, die Coburger und Altenburger würden darin von Frankreich, England, Spanien und Portugal unterstützt, auch Nassau sei zu einem ähnlichen Schritte bereit und werde von Rußland dazu aufgemuntert, während Oesterreich und Preußen noch zu keinem festen Entschluß über Anerkennung oder Desavouirung der Hoheiten gekommen seien. Es wäre traurig, wenn der deutsche Bund Schwierigkeiten machte und dadurch eine Intervention der Großmächte, vielleicht gar eine neue Spaltung des einzigen Vaterlandes herbeiführte. Auf dem Leipziger Lesemuseum übrigens hat sich bereits Herzog Joseph von Altenburg, der es besuchte, mit dem Prädicate Hoheit in's Fremdenbuch geschrieben. Wahrscheinlich steht also zu hoffen, daß man die Hoheitserklärung als ein fait accompli gelten lassen und den europäischen Frieden um einer an sich ganz harmlosen politischen Arrondirung willen nicht weiter stören werde.

— Nach langem Waffenstillstand war unlängst wieder ein großes Zweckessen in Leipzig, im Schützenhause; dem Abgeordneten Braun zu Ehren. Unter den auswärtigen Gaststirenden zeichneten sich Todt, Braun, Bürgermeister Hempel von Altenburg u. a. aus. — In einer literarischen Abendunterhaltung, die im Gewandhause gegeben wurde, improvisirte D. L. B. Wolff aus Sena, die Hagn declamirte und Herlossohn las sehr witzig über die „Philosophie des Luxus und der Moden“. Der Polizeidirector Dunker aus Berlin war zugegen; die Lehfreiheit wurde aber nicht gestört.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.